



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

**Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.**

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

**Fünfter Sonntag nach Ostern.**

Evangelium nach dem heiligen Johannes 16, 23-30. In jener Zeit sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euere Freude vollkommen werde.“ — „Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde.“ — „In jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten: und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde.“ — „Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ — „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ — „Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.“

**Nachkänge zum Osterfeste.**

V.

Die Worte unseres göttlichen Herrn, lieber Leser, nehmen wir voll Ehrfurcht an und glauben an sie im tiefsten Innern unseres Herzens, — und doch! Wir sehen jahraus jahrein, wie die Menschenkinder oft und oft, und zwar mit Demut und Gottvertrauen, um allerlei bitten, was sie nicht erhalten! Die Landleute beten um eine gesegnete Ernte, und es geht ein Hagelschlag hernieder und vernichtet in wenigen Minuten die Hoffnung der Ärmsten. Hier bittet eine Mutter flehentlich um die Erhaltung ihres erkrankten einzigen Kindes, und nach wenigen Tagen wird ihr Liebling durch den Tod ihr entrissen. Ein frommer, fleißiger Student bittet um guten Erfolg beim bevorstehenden Examen, und er fällt jämmerlich durch. Doch wozu noch mehr Beispiele anzählen, an denen das tägliche Leben ja so reich ist! Und dennoch müssen diese trübseligen Erfahrungen unseres irdischen Lebens in Einklang zu bringen sein mit dem Worte des Herrn: „Alles, was ihr den Vater in Meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben!“ — Das Dunkel steigert sich noch ganz erheblich, lieber Leser, wenn wir uns an das eigene Gebet Jesu im Garten Gethsemani erinnern; dort steht Er in einer Todesangst, die Ihm blutigen Schweiß auspreßt, also zum himmlischen Vater: „Vater, wenn es möglich ist, so nimm diesen Kelch von Mir!“ Der Vater aber nahm den Kelch des Leidens nicht von Ihm: Er mußte ihn trinken.

Können, sind zwei Dinge zu unterscheiden: zunächst der Gegenstand der Bitte, dann die Mittel, ihn zu erreichen — oder um es deutlicher zu sagen: es muß unterschieden werden zwischen dem Ziel, das wir erreichen wollen, und dem Wege, auf dem wir es erreichen können. Das oberste und letzte Ziel all unserer Bitten aber ist die Ehre Gottes und das Heil unserer Seele. Insofern nun unsere Bitten direkt auf dieses Endziel gerichtet sind, werden sie immer und allzeit auch von Gott erhört, — insofern unsere Bitten aber auf die Mittel zu diesem Ziele gehen, werden sie nur dann erhört, wenn die erbetenen Mittel die richtigen Mittel sind, die zum Ziele führen. Dieses Letztere aber zu beurteilen, steht allein der Weisheit und Güte Gottes zu: Er allein weiß, was Seiner Ehre gebührt und für das Heil unserer Seele gut und nützlich ist. Seinem Urteile und Seinem allerheiligsten Willen müssen wir uns daher anschließen, nicht nur wenn wir demütig und gottvertrauend, sondern schon, wenn wir auch nur menschlich vernünftig sein wollen.

Wenn daher unsere Bitten zuweilen nach unserem Sinne ganz oder teilweise unerfüllt bleiben, so kann man darum doch nicht sagen, Gott habe sie nicht erhört, sondern nur, Er habe sie „korrigiert“, habe sie richtig gestellt. Ein kleiner Vergleich soll das Besagte anschaulich machen. In meiner Gymnasialzeit wurde ein Lehrbuch der Rechenkunst (Reithmetik) gebraucht, in welchem die schwierigeren Aufgaben mit der Schluß-Lösung (Resultat) versehen waren. Diese Schluß-Lösung sollte den Prüffstein bieten, daß bzw. ob die Aufgabe von uns richtig gelöst sei. Stellen wir uns nun einen der Schüler be-

**Kirchenkalender.**  
**Sonntag, 17. Mai.** Fünfter Sonntag nach Ostern. Paschalis, Franziskanerbruder † 1592. Evangelium Johannes 16, 23-30. Epistel: Jakobus 1, 22-27. St. Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Elementarschulkinder. Anfang Morgens 7 Uhr und Nachmittags 4 Uhr. Montag Morgen 7, 10 Uhr Dankmesse. Heute fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus. Lambertus: Feier der ersten hl. Kommunion der Kinder. Morgens 5 Uhr erste hl. Messe, 6 Uhr Beginn der Feier, 7, 10 Uhr Hochamt und 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 4 Uhr Fest-Predigt, darnach Sakraments-Andacht und feierl. Umzug. Während der Fest-Oktav des hl. Johannes von Nepomuk ist Morgens 6 Uhr Segensmesse und Andacht. St. Maximilian: Feier der ersten hl. Kommunion. Die Feier beginnt mit dem Abholen der Kinder gleich nach der ersten hl. Messe um 7 Uhr, Nachmittags 4 Uhr Predigt und Dankfugungs-Andacht. St. Martinus: Am Sonntag sind hl. Messen um 5 und 6 Uhr usw. Punkt 7 Uhr Zug der Erstkommunikanten zur Kirche und Kommunionfeier, 7, 10 Uhr Hochamt, 11 Uhr hl. Messe. Abends 6 Uhr Fest-Andacht mit Predigt für die Erstkommunikanten und deren Anverwandte.  
**Montag, 18. Mai.** Venantius, Martyrer † 253. St. Maximilian: Morgens 9 Uhr Dankfugungsmesse. St. Martinus: Morgens 9 Uhr Dankfugungsmesse für die Erstkommunikanten.  
**Dienstag, 19. Mai.** Petrus, Celestinus, Papst † 1296.  
**Mittwoch, 20. Mai.** Bernardin von Siena, Priester † 1444.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)



der Arbeit vor: er addiert, subtrahiert, multipliziert etc. — auf einmal greift der hinter ihm stehende Meister ein und durchkreuzt eine ganze Partie der Zahlenreihen des Schülers, natürlich zu dessen größtem Leidwesen. Allein der Lehrer hat diesen Teil der Arbeit durchgestrichen, weil er sah, daß der Schüler sich geirrt und darum — so fortarbeitend — nicht zur richtigen Lösung gekommen wäre. Muß der Schüler aber nicht dankbar dafür sein, daß der Meister mit seinem Durchkreuzen ihn vor Verirrung bewahrt und zum rechten Ziel geleitet hat? — Sieh, lieber Leser, ähulich macht Gott es mit unsern Bitten sehr oft: In Seiner unendlichen Barmherzigkeit und Liebe unterläßt Er es nicht, unsere Bitten, wenn nötig zu „korrigieren“, um sie zur rechten Zeit und in der richtigen Weise zu erfüllen. —

Doch es wird nun die höchste Zeit, die Fortsetzung unserer abgebrochenen Osterbeobachtung wieder aufzunehmen. Der Evangelist Johannes berichtet uns nicht, aus welchem Grunde der Apostel Thomas am Osterabend nicht zugegen war, als der auferstandene Herr den Seinigen erschien; möglich immerhin, daß Thomas in einer ähnlichen Stimmung der Verzagttheit und des Mißmutes von den Brüdern sich getrennt hatte, wie die beiden Jünger, die nach Emmaus pilgerten. Gewiß ist aber, daß hier eine gütige Zulassung und weise Fügung der Vorsehung gewaltet hat, wie der hl. Papst Gregor bemerkt.

„Wir haben den Herrn gesehen!“ — so rufen die anderen Jünger jubelnd dem Thomas zu. In diesen wenigen Worten war Alles eingeschlossen: der Meister ist auferstanden, Er lebt in Wahrheit; was die Frauen uns gemeldet, ist bestätigt, — welche Freude, dies dem Freunde melden zu können! Aber wie mochten sie enttäuscht, ja betroffen sein, als sie bei Thomas statt freudigen Glaubens nur Kühle, fast verletzende Zurückhaltung fanden, obwohl sie so bestimmt ihm bezeugten, was sie selber erlebt hatten. Sie hatten doch den Herrn mit eigenen Augen gesehen, hatten Seine Stimme vernommen, waren von dem geliebten Meister überzeugt worden durch die Male der Nagelwunden und durch die Wunde Seiner Seite, ja, selbst Speise hatte Er vor ihren Augen zu Sich genommen! — Da hatte denn Thomas kaum mehr einen anderen Ausweg, als entweder zu glauben oder — mehr hartnäckig als beharrlich — die Huld des Meisters herauszufordern: „Wenn ich nicht in Seinen Händen das Mal der Nägel sehe und wenn ich nicht meinen Finger in dieses Mal der Nägel lege und wenn ich nicht meine Hand lege in Seine Seite, so werde ich nicht glauben!“

Hören wir hierüber den schon erwähnten hl. Papst Gregor: „Glaubt ihr wohl, meine Brüder, es sei nur durch Zufall geschehen, daß jener auserwählte Jünger damals fehlte, nachher aber an dem Gehörten zweifelte und bei der Verührung dann erst glaubte? Das geschah nicht durch Zufall, sondern durch göttliche Fügung. Die göttliche Huld bewirkte auf wunderbare Weise, daß jener zweifelnde Jünger, indem er die leiblichen Wundmale seines Meisters berührte, in uns die Wunde des Unglaubens heilte. Der Zweifel des Thomas hat uns für den Glauben mehr genügt, als der Glaube der übrigen Apostel: unser Geist wurde durch das zweifelnde „Berühren“ jenes Apostels über den Unglauben hinweggehoben und im Glauben befestigt.“

### Das Wetter im Aberglauben des Volkes.

Von Dr. Paul Sengle.

Daß sich in allen Schichten der Bevölkerung unseres Landes mannigfache abergläubische Vorstellungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist eine bekannte Tatsache, und nicht selten kann man diesen oder jenen Aberglauben recht scharf verurteilen hören. Wenige

Augenblicke darauf wendet sich vielleicht das Gespräch dem Wetter zu: da zeigt es sich denn gar häufig, daß der strenge Beurteiler selbst einem umfangreichen Gebiete des Aberglaubens anhängt: den abergläubischen Wetterpropheten. Meist wird man diese freilich als die Resultate langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen hinzustellen versuchen; doch genügt schon eine oberflächliche Betrachtung, um die meisten dieser Propheten in ihrer ganzen Haltlosigkeit zu zeigen. Zwar betrachtet der Landmann seine Umgebung mit einer gewissen Rührtheit, und voreilige Schlüsse sind bei ihm gewiß nicht häufig, doch sind die Wetterregeln zu meist in jenen Zeiten entstanden, wo die Unkenntnis in bezug auf die Naturerscheinungen die Entstehung des Aberglaubens erklärlich erscheinen läßt. Wofür sich die Wetterpropheten auf tatsächlich Beobachtetes gründen, ist gegen sie gewiß nichts einzuwenden. Dieser Teil der volkstümlichen Meteorologie ist ja selbst von der Wissenschaft gewürdigt worden. Da sich aber der Laie bei seinen Beobachtungen leicht täuscht, da er in den wissenschaftlichen Grundfakten ungewandert ist und sich außerdem mit einer geringen Zahl von Beobachtungen begnügt, so müßten die als zuverlässige Wahrheit hergeleiteten Regeln oftmals recht mangelhaft sein. Neben dieser prophetischen Witterungskunde bestehen aber in vielen Gegenden und Ländern noch eine Menge Gebräuche, die mit dem Wetter gar nichts zu tun haben, sondern lediglich auf dem trassesten Aberglauben beruhen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß nur ein geringer Teil der Bauernregeln über das Wetter Anspruch auf Beachtung machen kann. Zu diesen gehört die allgemein bekannte Wetterregel, daß es sieben Wochen nach dem Siebenschläfer (27. Juni) regne, wenn dieser Tag ein regnerischer war. Wenn man diese Regel so versteht, daß eine größere Regenperiode eintritt, falls es um die Zeit des 27. Juni geregnet hat, so wird sie sich häufig bestätigen. Von einer buchstäblichen Erfüllung kann dagegen nicht die Rede sein. Andere Bauernregeln haben darum auch den entscheidenden Tag auf den 24. Juni (St. Johannstag) oder auf den 2. Juli (Mariä Heimsuchung) verlegt. „Regnet's auf St. Johannstag, nasse Ernte man erwarten mag“, sagt die eine, und die andere folgert aus dem Regen am Tage der Heimsuchung Maria, daß vierzig Tage lang ungünstiges Wetter für die Heuernte herrscht. — Eine andere oft zutreffende Regel sagt, daß der Wind während des ganzen Frühjahrs von der am Charfreitag herrschenden Windrichtung abhängig ist. Da der Wind während des Frühjahrs meist derselbe ist, wird er es auch für die meisten Charfreitage sein. Auch bei der alten Wetterregel, daß scharfe und helle Mondhörner heiteres, stumpfe und trübe dagegen stürmisches Wetter verkünden, läßt sich der Zusammenhang mit den Gesetzen der Natur nicht verkennen, ebensowenig bei der allbekannten Regel: „Morgenrot bringt Wind und Not“. Vielsach haben jedoch gute Bauernregeln, welche für ein beschränktes Gebiet wertvoll sein konnten, weil sie auf verständiger Naturbeobachtung beruhten, durch unverständige Verallgemeinerung und Uebertragung auf andere Gegenden mit ganz verschiedenen physischen Verhältnissen ihre Gültigkeit verloren.

Den auf langjährige Beobachtung sich gründenden Wetterregeln stehen die Wetterpropheten durch manche Tiere sehr nahe. Hühner und Spinnen, Fische und Vögel, Frösche und Wild müssen zur Vorherbestimmung des Wetters dienen. Da die Tiere häufig mit schärferen Sinneswerkzeugen begabt sind als der Mensch, ist es nicht unmöglich, daß sie auch für die Veränderung der Luftverhältnisse ein schärferes Empfindungsvermögen besitzen. So nimmt man an, daß sich die Vögel durch stärkere Nahrungsaufnahme den Witterungs-

einflüssen eines strengen Winters zu entziehen wissen. „Sind die Vögel fett und feist, Schnee und Kälte aus verheißt“. Die Beobachtung des Abziehens der Vögel führte zu folgender Witterungsregel: „Die Vögel vor Michaelis nicht gegangen sind, so wird der Winter vor Weihnacht gelind“. Wenn die Hühner und Spahen ein Sandbad nehmen, soll schlechtes Wetter im Anzuge sein, und Schiller läßt im „Tell“ den Hirten aus dem begierigen Fressen der Herde und dem Scharren des Hundes auf das Herannahen eines Sturmes schließen. Der tiefe Flug der Schwalben verkündet nach dem allgemeinen Volksglauben Regen. Selbst die Ameisen werden zu Wetterpropheten und zeigen schlechtes Wetter an, wenn sie viel umherrennen und ihre Eier (Puppen) mit sich fortzuschleppen. Der Tanz der Mücken bei Sonnenuntergang bedeutet Sonnenschein für den folgenden Tag; dasselbe verkündigt der helle Ruf der Eulen in der Nacht und der Flug der Fledermäuse.

Einen weit mehr dem Aberglauben zuneigenden Charakter tragen die Bauernregeln, welche die Tätigkeit des Landmanns bestimmen sollen. „Monat März triegt den Pflug beim Sterz“ soll zur zeitigen Bestellung des Ackers antreiben. Leider betrachten die meisten Landleute aber solche Verschen nicht nur als bloße Verhaltensmaßregeln, als welche sie sehr nützlich sein können, sondern sie bringen sie häufig in irgend einen mythischen Zusammenhang. So werden die Regeln oft buchstäblich befolgt, obwohl sie nur ungefähr die Zeit zur Ausführung dieser oder jener Tätigkeit angeben sollen. „Auf St. Gall (16. Oktober) bleibt die Kuh im Stall“, sagt die Bauernregel und will doch damit nur andeuten, daß die Weidzeit im Oktober zu beenden ist; je nach der Witterung muß die Stallfütterung früher oder später beginnen. Die Apfelernte streng nach der Volksregel „Am St. Gallstag muß der Apfel in den Sad“ festzusetzen, dürfte für die Güte der Früchte nicht selten verhängnisvoll werden. Es geht daraus hervor, daß Reimregeln dieser Art recht wohl von Nutzen sein können, wenn man nicht am Buchstaben kleben bleibt und alles Abergläubische davon fernhält. Eine buchstäbliche Befolgung manchen Reimes könnte der abergläubischen Hausfrau rechten Verdruß bereiten. Man denke nur an die bekannte Vorschriften: „Klopft Du die Pelze zu Johannes aus, so bleibet keine Motte in dem Haus.“ Da man doch dem Klopfen des Pelzwertes gerade am Johannistage keinen geheimnisvollen Zauber beimessen kann, so muß es eben wiederholt werden, wenn es erfolgreich sein soll. Wer der Regel vertraut, kann leicht den Schaden zu bezahlen haben. Immerhin kann das Sprüchlein die Hausfrau daran erinnern, die Jagd gegen die lästigen Insekten nicht zu spät zu beginnen.

Der größten Unwissenheit entsprungen sind die meisten Wetterpropheten des sogenannten hundertjährigen Kalenders, die dem stärksten Aberglauben dienen und trotzdem weit und breit Gläubige finden. Während man in der wissenschaftlichen Meteorologie die Wetterprognosen nur für eine kurze Zeit stellt, giebt sie die volkstümliche Witterungskunde für das ganze Jahr. „Anfang und Ende des Januar zeigen das Wetter für das ganze Jahr“ ist eine beliebte Regel. Daß hundert Tage nach dem Märznebel ein Gewitter folgt, wird allgemein angenommen, und die Gläubigen des hundertjährigen Kalenders lassen sich auch nicht durch eine genaue Nachzählung von ihrem Irrtum überführen. Mit zäher Hartnäckigkeit erhält sich auch der Glaube, daß die Märznebel die Zahl der Gewitter, die Tage mit Märztau, die Reifstage nach Ostern und im Monat August anzeigen. Wenn der Tag des heiligen Vincenz (22. Januar) heiter ist, so soll das Jahr ein gutes Weinjahr sein, schade nur, daß die



Winger so selten Glück mit dieser Regel haben. Ein trockener Januar soll viel Wein bedeuten; eine stürmische Sylvesternacht wird vielfach als Vorbotin vieler Krankheiten betrachtet. Es leuchtet ein, daß alle diese Wetterregeln nichts weiter für sich haben als ihr ehrwürdiges Alter und die Wahrscheinlichkeit, noch recht lange im Volksmunde und Volksglauben zu existieren; denn trotz zunehmender Bildung läßt sich der Mann aus dem Volke einmal nicht von solch tiefeingewurzelten Anschauungen abbringen. Sogar das heute viel umstrittene Thema der Kornpreise ist in diesen Regeln berührt. „Soviel mal der Kuckuck nach Johannis schreit, so hoch ist der Preis des Roggens,“ sagt der Landmann; doch dürfte diese Berechnung so selten als richtig befunden sein, daß sich die Schar der Gläubigen in diesem Punkte immer mehr verringern wird.

Wie man zu der Abfassung des hundertjährigen Kalenders hat kommen können, ist fast unverständlich; sie erklärt sich nur aus der Geschichte des meteorologischen Aberglaubens, der übrigens recht alt ist. Sein Ursprung führt uns in das alte Assyrien zurück. Keilschriften auf Ziegelsteinen, die man in neuerer Zeit aufgefunden hat, beweisen, daß die Astronomen jener Zeit neben der Erforschung der Stellung der Gestirne auch die Pflicht der Vorausbestimmung des Wetters hatten. Die Inschriften zeigen auch einzelne Wetterprophetieen, die jedoch, abweichend von den heutigen, für jeden Teil des Reiches verschieden waren. Auf welche Beobachtungen man sich dabei stützte, ist unbekannt. Diese Wetterprophetieen wurden bald in Griechenland und Rom bekannt. Daß man sie hier ohne weiteres als unumstößliche Wahrheiten annahm, kann nach dem damaligen Stande der Astronomie kaum auffällig erscheinen. Ptolemäus in Alexandria (2. Jahrh. v. Chr.) schrieb in demselben Sinne so ausführlich und überzeugend, daß seine Ausführungen die Anschauungsweise Keplers und Tycho de Brahes beeinflussen konnten. Man ging von der Anschauung aus, daß die Planeten hinsichtlich der Witterung einen bedeutenden Einfluß auf die Erde ausübten. Die Einwirkung des Saturn war nach dieser Theorie feucht und kalt, die des Jupiter dagegen warm und trocken, der Mars bewirkte Hitze, die Sonne Trockenheit, der Merkur brachte der Erde Nebel, die Venus heiteres Wetter; der Mond kühlte. Wie man sieht, wurden auch Sonne und Mond in den Kreis der beeinflussenden Mächte hineingezogen. Jeder dieser Himmelskörper sollte ein volles Jahr die Herrschaft in der Witterung führen, außerdem sollte sich sein vorwiegendes Einfluß noch besonders in jedem siebenten Monate und an jedem siebenten Tage zeigen. Natürlich mußten, um Einseitigkeiten im Wetter zu vermeiden, auch die übrigen sechs Himmelskörper wirksam sein, wodurch für etwa vorkommende Abweichungen stets Erklärungsgründe vorhanden waren. Diese Anschauung der Planetenherrschaft liegt auch den Wetterregeln des hundertjährigen Kalenders zugrunde. Daß sich dieser auf tatsächliche Beobachtungen stützt, entbehrt der Begründung, da der erste Entwurf des Kalenders den Wechsel der genannten Himmelskörper und ihren Einfluß auf das Wetter zur Grundlage hat. Im 17. Jahrhundert wurde darum auch alle sieben Jahre eine neue Ausgabe des Kalenders veranstaltet; vielleicht ist diese Neubearbeitung in den letzten hundert Jahren deshalb unterblieben, weil die Wetterprophetieen in unserem aufgeklärten Jahrhundert auch ohne dieses Hilfsmittel gekauft und — geglaubt werden. Nun ist allerdings ein mildernder Umstand wohl in Betracht zu ziehen. Die Kalender enthalten bekanntlich viele genaue Angaben über die Bewegungen der Himmelskörper, über Sonnen- und Mondfin-

sternisse usw. Diese Angaben legen den Gedanken nahe, daß man auch die Witterungsverhältnisse mit derselben Genauigkeit für ein ganzes Jahr vorher berechnen könne. Es leuchtet eben dem gewöhnlichen Manne nicht ein, daß der „Kalendermacher“ auf der einen Seite so sichere Angaben machen und auf der andern recht sehr ungenaue Berichte liefern kann. Zur Ausrottung des Wetteraberglaubens ist es wichtig, daß die Bauernregeln und Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders aus allen Kalendern verschwinden, damit die alten, falschen Sprüche und Reime durch den Druck nicht noch weiter verbreitet werden, sondern allmählich aussterben.

### Zur Geschichte der nächstjährigen Weltausstellungstadt.

Von Dr. L. Kessel.

St. Louis, die Stadt im „Herzen der Vereinigten Staaten“ wird im Jahre 1904 der Ort der internationalen Aufmerksamkeit sein. Alle Welt wird die Blicke dahin wenden, wo vom 30. April ab ein bunter Weltmarkt seine Zauberpaläste eröffnen wird, wo Aussteller aller Länder miteinander konkurrieren, dem schaulustigen Publikum zeigen werden, was die internationale Industrie in den letzten vier Jahren — denn soviel Jahre sind seit der letzten großen Pariser Weltausstellung verstrichen — Neues geleistet hat. Die Alte Welt wird der Neuen ihre Komplimente machen müssen. Schon deshalb dürfte es nicht uninteressant sein, ein paar Zeilen über die Geschichte, über das Leben und Treiben der neuen Weltausstellungstadt zu vermerken.

Wenn man St. Louis bisher auch dem Namen nach weniger kannte, als andere Großstädte der Union, so ist dies mit Unrecht geschehen, denn St. Louis ist mit seinen nahezu 800 000 Einwohnern die fünftgrößte Stadt der Vereinigten Staaten. Unter dem 38° 37' nördlicher Breite und 90° 16' westlicher Länge am Ufer des Mississippi, nicht unweit der Mündung des Missouri, diesem nordamerikanischen Riesenstrom gelegen, besitzt St. Louis eine mittlere Jahrestemperatur von 12,80. Als größte Stadt des Staates Missouri hat St. Louis eine hohe kommerzielle und industrielle Bedeutung. Schuhwaren, Wagen, Brot, Fleisch, Tabak, Vieh, Holz, Getreide, Wolle, Pelzwerk usw. werden in beträchtlichen Mengen ausgeführt. Namentlich sind die Tabakfabriken in St. Louis wohl die größten in der ganzen Welt. Aber auch andere Industrie ist in hervorragendem Maße vertreten. Da ist es denn doppelt anzuerkennen, daß die Stadtverwaltung von St. Louis durch Anlegung großer Parks ein gewisses Gegengewicht gegen die gesundheitlichen Ausströmungen der Schlote geschaffen hat. Um nur ein Paar der größeren Parks zu erwähnen, sei der 112 Hektar umfassende Tower Grove Park, der 140 Hektar umfassende Forest-Park genannt. Kleinere Gartenanlagen in der Größe von 12 Hektar an aufwärts, sowie mit stattlichen Bäumen besetzte Boulevard-Strassen sind recht zahlreich vorhanden. Zwei Universitäten, Kunstschulen, höhere Lehranstalten, gelehrte Gesellschaften, Bibliotheken, Theater, Museen und Konzertsäle, die meist in prächtigen Renaissancebauten untergebracht sind, erhöhen den äußeren Eindruck, den man von der Stadt bekommt, in der denkbar würdigsten und günstigsten Weise.

Um nur ein paar Zahlen von der industriellen Bedeutung der neuen Weltausstellungstadt zu geben, sei erwähnt, daß St. Louis in seinen nahezu 10 000 Betrieben mit ca. 200 000 Arbeitern Waren im Werte von rund 500 Millionen Dollar jährlich hervorbringt (Durchschnitt

der Jahre 1895—1900). Brauereien, Eisenbahnwagen-Bauanstalten, Kornmühlen, Fleischverpackungsanstalten, Tabakfabriken, Siebereien und Textilfabriken teilen sich in diese Riesenzahlen.

Diese gewaltige industrielle Bedeutung verdankt St. Louis zu einem guten Teil seiner günstigen Lage. Außerdem ist diese Stadt der Mittelpunkt eines großen Eisenbahnnetzes, denn nicht weniger als 35 Bahnlinsen kreuzen sich auf den Bahnhöfen. Ein derartig eminenter Verkehr mußte selbstverständlich zu einem hohen kommerziellen Aufschwunge führen. Allein auch die ganze Vergangenheit der Weltausstellungstadt ist reich an Reizen für die zukünftige Größe gewesen. Auf die geschichtliche Entwicklung von St. Louis muß ebenso gut Rücksicht genommen werden, wie auf seine gegenwärtige Bedeutung als Stapelplatz für Durchgangsware, als Handels- und Industriezentrum der zentralen Vereinigten Staaten.

Gerade mit dem 30. April 1904 — dem Eröffnungstage der Weltausstellung zu St. Louis — hat es eine eigene Bewandnis. In diesem Tage nämlich werden genau 100 Jahre vergangen sein, daß die Mississippi-Staaten dem Machtbereich der Union einverleibt wurden. Das war am 30. April 1804. Ein Jahr vorher, am 30. April 1803, hatte Napoleon seine Befigung Louisiana für 80 000 000 Franks an den bekannten Expansionspolitiker Monroe verkauft. Bis zu jenem Zeitpunkt war Louisiana für den gläubigen Europäer etwa das gewesen was im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts Kalifornien, und im letzten Drittel Alaska gewesen ist, d. h. ein Land voll des Wunderbaren, in dem man nur die Hand auszustrecken brauchte, um reich zu werden. Wie überall in der Geschichte der Entdeckungen, so sind auch diese Märchen den gutgläubigen Europäern von einem Spanier aufgebunden worden.

Hernando de Soto, ein Spießgeselle Pizarros, fand (1539) zuerst den Weg nach Louisiana. Von Cuba aus über Florida ging sein Eroberungszug. Die Berichte, die er von Zeit zu Zeit nach Spanien sandte, strotzten von fabelhaften Unwahrheiten. Sie sprachen von unerhörten Reichtümern, von unerschöpflichen Goldlagern und Diamantensfeldern, von geheimnisvollen Gegenden mit Riesensäulen und Fabeltieren. Er fand auch eine ziemliche Anzahl goldhungrigen Leute, die ihn auf seinem Abenteuerzug begleiteten. Von Florida ging es, sengend und mordend, durch Georgien und Alabama, wo der erste größere blutige Zusammenstoß mit den Chitawo-Indianern erfolgte. Viele der Spanischen Abenteurer kamen um oder wurden durch die Strapazen aufgetrieben. Mit dem Rest aber gelangte de Soto — nach einem Verlaufe von zwei Jahren seit seinem Aufbruche — nach Mississippi. Den Lauf dieses nordamerikanischen Riesenstromes entlang, drang er bis zum Missouri vor. Dann ging es weiter, quer durch das heutige Arkansas, nach dem Washitafluß, wo de Soto, der kühne Abenteurer, den ungeheuren aufreibenden Anforderungen seiner Expedition unterlag und an einem bösen Fieber auf fremder Erde (1542) starb.

Der kühne Pfadfinder war tot. Nach ihm hatte kein Spanier mehr rechtliches Glück an den Ufern des Mississippi, wenigstens konnten sie niemals daselbst recht festen Fuß fassen. Besser gelang dies den Franzosen, die die Spanier in ihren Kolonisationsversuchen ablösten. Namentlich waren es die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die sich hier zuerst (1685) ansiedelten. Doch dabei blieb es. Etwa ein Jahrhundert lang wußte man wohl, daß sich Europäer im südlichen Nordamerika angesiedelt



hatten; mehr aber wußte man über Land und Leute nicht.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt dann die eigentliche Erforschung der Mississippiländer. Robert Cavelier de LaSalle war der Mann, an dessen Namen sich die ersten Wissenschaften über Louisiana, das er von 1667—1683 bereiste, knüpfen. Ihm verdankt auch das Mississipi-Territorium seinen Namen Louisiana, den er ihm am 9. April 1682, bei der feierlichen Besitzergreifung für den König von Frankreich (Ludwig XIV.), beilegte. Ihm wird auch, allerdings nach einer sagenhaften Version, die Gründung von St. Louis zugeschrieben, daß er 1683, als Fort gegen die Irotesen-Indianer, anlegte.

So recht vorwärts wollte es mit der neuen französischen Kolonie nicht gehen, obwohl sich bald eine Mississipi-Gesellschaft bildete, die jedoch den Kolonisten gleichfalls nicht auf die Beine helfen konnte. Der Konkurs dieser Gesellschaft setzte Louisiana noch mehr, als es bisher schon war, in Mißkredit, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten die Mississippiländer für den Durchschnittseuropäer zu den klimatischen und wirtschaftlichen Schreckengenden der Erde. Der Verfall ging so weit, daß sich die französ. Regierung gezwungen sah, zwecks Abtretung Louisianas mit Spanien Verhandlungen anzuknüpfen, deren verträgliches Ergebnis 1762 unterzeichnet, jedoch erst zwei Jahre später zur Kenntnis der Kolonisten kam. Bald jedoch wurde dieser Vertrag wieder rückgängig gemacht, allein auch Napoleons Macht reichte nicht so weit, um die transatlantische Kolonie erblühen lassen zu können. Schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, wie bereits erwähnt am 30. April, ging Louisiana in den Besitz der Union über.

Unter den Amerikanern entwickelte sich das Mississipi-Territorium rapide. Seine Hauptblüte wurde St. Louis. Um von der Geschichte dieser Stadt nichts unerwähnt zu lassen, sei gesagt, daß neben der bereits oben erwähnten Version von einer Gründung durch den Franzosen LaSalle, noch eine zweite besteht. Nach dieser ist St. Louis erst am 15. Februar 1764 von dem Franzosen Pierre LaCade gegründet worden. Jedenfalls ist diese zweite Version von der Gründung der nächstjährigen Weltausstellungstadt geschichtlich nachweisbar.

Wenn auch aus diesen knappen geschichtlichen Zahlen nichts weiter ersichtlich ist, so doch das eine, daß das, was Spanier und Franzosen zweieinhalb Jahrhunderte hindurch vergeblich versuchten — die Kolonisation des Landes — den Amerikanern in einem halben Jahrhundert geglückt ist. Der wirtschaftlichen Tüchtigkeit der Amerikaner verdankt auch St. Louis in erster Linie seine rapide Entwicklung zu dem, was es heute bedeutet, zu dem, was es im nächsten Jahre allen Kulturländern der Erde sein wird: die Weltausstellungstadt. —

### Waldmeister und Maiwein.

Blauderei von Ludwig Eystein.

„Nun bricht aus allen Zweigen  
Das maienfrische Grün,  
Die ersten Vögel steigen,  
Die ersten Vögelchen blüh'n,  
Und golden liegen Tal und Höhen:  
O Welt, wie bist du wunderschön  
Im Maien!“

J. Rodenberg.

Wenn der Lenz ins Land gezogen ist, wenn die Wiesen in ein schwellendes Grün sich kleiden, wenn Baum und Strauch im grünen Blätterprangen prangen, wenn Tausende der lieblichen Kinder Floras aus dem Schoße der mitterlichen Erde hervorsprießen: dann erhebt sich über der braunen Laubdecke des jungen Buchenwaldes ein „duftig Kränlein“ mit zierlichen Blättersternchen und Dolden-

schneeweißer Blüten. Es ist der Waldmeister, *Asperula odorata*, eines der anmutigsten unserer Waldpflänzchen, das wegen seines angenehmen Duftes und seines würzigen Geschmacks mit Recht den Namen „Meister im Walde“ führt.

Die Bezeichnung Waldmeister oder Waldmeister findet sich schon seit alter Zeit im westlichen Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden. Gemäß dem Sprichworte, daß ein liebes Kind viele Namen habe, führt dieses liebliche Pflänzchen auch noch zahlreiche andere Beinamen. In seiner sinnigen Art gab ihm das Volk den Namen Herzfreunde, und noch heute nennt man es in manchen Teilen der Schweiz Herzfreundeli. In Mecklenburg heißt unser Blümchen Mösch, in der Mark Mesele, in Pommern Mösecke, in Schlesien Mejerich oder Meiserich. Diese Bezeichnungen sind wohl abgeleitet von dem alten Worte „mösen“, d. h. nach Sumpf und Wiesen duften. R. Schiller hat den Ausdruck Mösch auf Mooschus zurückgeführt. Der lateinische Name *Asperula* bezeichnet eine rauhe Pflanze.

Da der Waldmeister bei unseren Vorfahren als Heilpflanze in hohem Ansehen stand, so erhielt er, je wirksamer man ihn fand oder zu finden glaubte, noch manche andere Bezeichnungen. Besonders wurde er gegen Herz- und Leberkrankheiten angewandt. So schreibt u. a. Theodor von Bergzabern, der im Jahre 1590 als Leibarzt des Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz starb, in seiner deutschen Botanik: „Im Mai, wenn das Kränlein noch frisch ist, pflügen es viele Leute in den Wein zu legen und zu trinken, vermeinen, daß es der Leber wohl tue und sie stärke, item soll auch das Herz stärken und erfreuen.“

Infolge dieser Verwendung begegnet uns der Waldmeister in den zahlreichen alten Kräuterbüchern auch unter dem Namen Leberkraut und Herzkraut. *Curicus Cordus* nennt ihn in seiner 1534 erschienenen Pflanzenkunde *Cordia*, Brustbeere. In seiner Beziehung zum Teetrunke führt er auch die Bezeichnung Waldmattenkraut.

Nachdem man den Wohlgeschmack des Waldmeisters erkannt hatte, fand derselbe bald allgemeine Verwendung zur Herstellung von Kräuterwein, der zur Pflege der Geselligkeit diente. Hieronymus Boer, zuerst Schullehrer und Aufseher des Herzoglichen Gartens in Pfalz-Zweibrücken, später Arzt des Grafen von Kaffau in Zweibrücken, schrieb im 16. Jahrhundert ein „Neues Kräuterbuch“, in dem er sich folgendermaßen über den Waldmeister äußert: „In den Wein gelegt und getrunken, meint man eine Fröhlichkeit davon zu erlangen.“

Auch das „Paradiesgärtlein“ des Pfarrherrn Konrad Kobbach, 1588 zu Frankfurt a. M. erschienen, weist besonders auf die unverweilliche Herzfreunde hin, die der himmlische Gärtner in dieses Kränlein gelegt hat. Lorenz Dink, der 1581 als Professor in Zürich das Zeitliche segnete, sagt in der „Allgemeinen Naturgeschichte“ über den Waldmeister folgendes: „Er schmeckt etwas bitter, wird daher im Frühjahr als Kräuterwein getrunken, gegen Hantansschläge mit anderen Kräutern, wie Ehrenpreis, Saniel, Erdbeerblätter, Gundelrebe, Melisse, Kalkenwurz; auch gegen Wasserfucht und Gelbsucht usw.“

Wenn in Bezug auf den Waldmeister der Medizin-Aberglaube auch geschwunden ist, so hat diese Pflanze in unserer Küche bis heute ihren Platz behauptet wegen des herrlichen Duftes und des angenehmen Geschmacks, den sie dem Maiwein oder Maitrank verleiht. Mit Recht singt der Dichter:

„Waldmeister küßt im Mondenlicht  
Der Rebe edlen Blütenzweig,  
Und eh' noch an der Morgenbricht,  
Da duftet lieblich schon der Wein!“

Schon in einem alten Liede, das den Maiwein verherrlicht, heißt es:

„Schütte den perlenden Wein  
Auf das Waldmeisterlein.“

Damit ist zugleich die Art und Weise der Bereitung dieses köstlichen Trankes geschildert. Ein Kenner gibt hierfür folgendes Rezept: „Man hole sich von dem würzigen Waldmeister vor der Blüte die ersten feinen Spigen, da die Blüte den Duft des edlen Krants nicht unwesentlich erschöpft. Eine Hand voll lasse man 6 Stunden in einem Drittel Liter Cherry ziehen und hat dann etwas ganz besonders Gutes für Feinschmecker und Kenner. Ein halber Teelöffel genügt für eine Flasche Wein.“

Wie lange man den Maitwein schon kennt, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Tatsache ist, daß man ihn an der Mosel schon vor 400 Jahren gebraut und getrunken hat. Manche wollen in dem würzigen Maitrank einen Rest altheidnischer Frühlingsbräuche erblicken. Bei den Opferfesten der alten Germanen wurden nämlich ähnliche Getränke gemischt und den Teilnehmern gereicht, damit sie die „Minne der Gottheit“ tranken. Wie dem auch sei, der Maitrank verdient den Ruf, den er genießt, wenn der Wein gut ist; denn gar köstlich duftet und schmeckt das Anmarin, das der Waldmeister enthält, und fröhliche Gedanken befehlen uns, wenn wir den edlen Trank schlürfen. Manche unserer Dichter haben die Leier zu seinem Lobe gestimmt, so z. B. Wolfgang Müller von Königswinter. Das schönste Denkmal aber hat dem „Göttertrank“ und dem Blümlein, das zu seiner Bereitung dient, Otto Roquette gesetzt in „Waldmeisters Brautfahrt“, jenem munteren Sang, in dem alle Jugendlust und aller Uebermut des Studentenlebens so frisch und fröhlich wiederklingen. In bunten Szenen und anmutiger Sprache schildert uns da der Dichter die Hochzeit des in die Botanikertrommel eines fleißigen Sammlers eingeferkerten, aber durch Zauberspruch sich glücklich befreienden Waldmeisters mit Prinzess Nebenblüte, der lieblichen Tochter des Königs Feuerwein. Und darauf:

„Waldmeister sich und Nebenblüt' umschlangen,  
Ei, welch' duftig, herzig, zärtlich Pärchen!“

### Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 5 6 10 berühmter Künstler Ital.
- 2 8 8 Nebenfluß der Donau.
- 3 5 6 6 10 Musikinstrument.
- 4 10 8 2 9 ein süßes Nährmittel.
- 5 2 3 4 5 Waldbaum.
- 6 7 1 7 südamerikanisches Lasttier.
- 7 8 8 7 Mädchennamen.
- 8 2 6 afrikanischer Fluß.
- 9 5 2 9 5 Musikinstrument.
- 5 6 6 5 altes Längenmaß.
- 6 5 2 1 Bindemittel.
- 10 6 9 7 Mädchennamen.

Auflösungen in nächster Nummer.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

Scherzrätsel: Die Türe.  
Rätsel: Reh — Rehe.  
Worträtsel: Wegweiser.  
Buchstabenrätsel: Gestirn — Gestern.  
Zahlenrätsel: Karneval, Anna, Reka, Ratren, Elle, Baal, Aller, Lena.  
Dreißigbüßige Charade: Goldgräber.  
Wesfelerätsel: Rabler — Adler.  
Anagramm: Ehrenpreis.

### Sirchskalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. Mai. Christi Himmelfahrt, Gebotener Feiertag. Evangelium Markus 16, 14—20. Epistel: Apostelgeschichte 1, 1—11. Konstantin, Kaiser † 337. ● Andreas: Feier der ersten hl. Kommunion der Gymnasiasten. Anfang Morgens 7 Uhr und Nachmittags 5 Uhr. Heute fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus.

Freitag, 22. Mai. Julia, Jungfrau und Martyrin † 439. ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Danktagungsmesse.

Samstag, 23. Mai. Desiderius, Bischof und Martyrer † 612.